
Thomas Kapielski

Mischwald

edition suhrkamp

SV



edition suhrkamp 2597

Kunst ist schlimmer als Heimweh – sagt Thomas Kapielski im *Mischwald*, seinem neuen großen Prosaband, einer reich illustrierten Welt- und Werkschau, angelegt als Logbuch eines gemischten Jahres, zu dessen Auftakt man ihn irrtümlich für tot erklärt und an dessen Ende er verfügt: *Meinen Grabstein soll die Zeile schmücken: »Macht bloß so weiter!«*

Was das Leben ihm dazwischen alles zuträgt, spottet jedem Klappentext: Paradoxe Rauschzustände angesichts eines TV-Konzerts von André Rieu, heikle Fragen der Koran-Archäologie oder eine Einladung zur ›Blattkritik‹ beim »stern« haben genauso ihren Ort wie die angeschwipsten Bekenntnisse eines Künstlersozialkassenmitglieds, liebevoll gemeißelte Porträts verstorbener Weggefährten wie Emmett Williams, Tomas Schmit oder Ludwig Gosewitz sowie – last but not least – der schlichte Wunsch nach Erdbestattung.

Thomas Kapielski, 1951 geboren und wohnhaft in Berlin, Schriftsteller, Künstler, Fotograf, Dozent und Nasenflötenvirtuose.



Thomas Kapielski
Mischwald

Suhrkamp

Fotos, Abbildungen: Thomas Kapielski

edition suhrkamp 2597

Erste Auflage 2009

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2009

Originalausgabe

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie
der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Jung Crossmedia Publishing, Lahnau

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Umschlag gestaltet nach einem Konzept

von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-12597-7

I 2 3 4 5 6 – 14 13 12 11 10 09

Mischwald

Weserberchlund. Während nächtens Hagel und Eisregen von Nordwestwest aus dem Regenreich Bremen kommend wie tobsüchtig gegen meine Fenster anstürmten, saß ich ungastlich, einsilbig und lichtscheu auf dem Haupt- und



Hochsitz meiner Sesselgruppe und brummte lange bange vor Behagen, da solche zähen Unwetter mir aller Vermutung zuwider keine Zumutung, sondern Mutmacher und Beistehrer sind, die so mächtig nur vom Weserberchlund herwehen, oder von Ruhleben oben, oder von hier, wo im Westend seit je die wunderlichsten Gestöber brüten.

Scheiß Polypragmosyne! Da mir neujahrs und morgens immer auch recht verdrießlich zu Mute ist und mir nichts Gescheites einfallen will, aber muß, und da meine ganze Vorstellungskraft, nachdem sie bis letzte Woche ausschließlich der Musik zustatten kam, jetzt ganz optisch (bildend künstlerisch) umherpeilt, will mir heute gar wenig Schriftliches ein- und zufallen.

Allein, dieser Mißstand durch Vielgeschäftigkeit kann oft doch noch etlichen Zwecken dienen und sogar ein oder zwei gentil erkaltete Zeilengüsse pro Wahnsinn zuwege bringen:

1: Eine einwandfreie Haushaltsführung und das geographische Gedächtnis, dessen ich mich befleißige, erlauben mir stets flottes Auffinden jedweden noch so umtriebigen Gegenstandes auf den Gebieten meines und meiner anverwandten Hausstände sowie allen dazugehörigen gastwirtschaftlichen Sprengeln. In Pürsch und Hatz auf verlegte Brillen und Schlüssel, verschollene Abdeckungen und Anspitzer, verbummelte Handtaschen und Flaschenöffner bin ich den Nächsten wie Fernsten gleichermaßen überlegen wie hilfreich.

2: Meiner Schläue eingedenk, scheint es mir untunlich, besserwisserisch aufzutreten, und so gewähre ich allerorten freigebig Indult und stelle mich tunlichst doof.

Eucharistia. Mal so vorweg: Wenn ich Euch euchen darf, geneigte Leser, dann dürft Ihr mich siezen, später angelegentlich sogar auch duzen. Dank Euch!

Mortuarius, also den Tod – und hier auch noch meinen! – betreffend, ein unerhörtes *Plusquamperfectum*, nämlich: Was, Thomas Alfred Franz Kapielski, hast du gestern wie-



der in deine Glossenstrazze gesetzt? frage ich mich jeden frischen Tag. Was steht drin in der Kladde? (Ich vergesse es oft über die Nacht und lasse mich anderntags überraschen.) Also: vorgestern notierte ich abermals absent, vermutlich nachwandelnd eine vorgestrige Befindlichkeit, die sehr vorherrschend gewesen sein muß, denn gestern fand ich allein das sehr groß gesetzte Wort MÜDE darin. Einfach nur: *MÜDE*.

So, so!? Müde.

Und heute steht drin: *ICH BIN TOT! 14. 1. 2006*

Ganz klar bei Sinnen schrieb ich es gestern im Zug von Hamburg kommend in meine Kladde. Mein Sitznachbar hatte während seines andauernden Telefonats (von Hamburg-Bergedorf bis vor Spandau) einmal heimlich bei mir abgesehen, und da stockte ihm in Anbetracht meiner Behauptung kurz die Rede (am Händi). Später vor Spandau

fragte er gleichwohl, ob ich wisse, wo der Sophie-Charlotte-Platz sich befände?

Ich sagte: »Nein.«

(Dabei wohne ich in der Nähe. Aber ich bin ja tot, arschloch!)

Mit welcher Gewißheit kann einem der eigene Tod gewiß sein, nee, bewußt? – ja, bewußt würde zureichen. Das Vorfeld, zu Lebzeiten noch, liegt ja auch halb schon im Ungewissen.

Neulich etwa diagnostizierte Stammtischbruder Andreas Döttelmann lapidar, sehr unvermittelt, die Umstände will ich beiseite lassen: »Kapielski, du stirbst wahrscheinlich bald!«

Ich staunte: »Ach!?«

»Na, vielleicht auch nicht.«

»Na ja, warum eigentlich nicht? Mir reicht es ohnehin. Nur sollte sich meine Staubwerdung bitte, bitte! ohne Aua, Aua! vollstrecken.«

So wurd es gesagt, so ward es getan! Nun alles bereits ganz plusquamperfekt! Längst vermerkt!

(*Wu wei er wu bu wei!*)

Auf gestern hatte mich die Illustrierte *Stern* zu einer Blattkritik eingeladen. Die Kulturredakteurin Müller schaffte mich hinauf zum Chefredakteur Osterkorn; ich stürzte ein Wasser; wir umrissen die Lage in China. Dann jagte ich vor versammeltem Kollegium, es mochten Stücker siebzig gar gewesen sein, *par force* durchs Blatt, prämierte zwei Artikel mit Schaumwein (einen töricht, einen trefflich) und schlug – da doch in der Postpostmoderne die Restwelt, mehr noch als an der Realwelt, an der Scheinwelt (wozu ich auch Moral, Geschmack, Tücke zähle) sich berauscht – der Kultur und ihrer dort, beim *Stern*, etwas

arg ausgezehrten Abteilung ganz nebenbei eine gehörige Bresche.

Diese vor lauter Bresche berauschte Kulturredaktion lud mich darauf vor Wonne gleich in ein französisches Restaurant ein. Unterdessen wir also vergnügt die Hammeln speisten, ließ mich die Kulturredakteurin raten, wie sie wohl an meine Emil-Adresse gelangt sei?

Ich entgegnete brav, ich wisse dies ganz und garnicht. Also, wie wohl?

Nun, sie habe meine letzte Dienststelle, die Braunschweiger Kunsthochschule, im Namen des *Stern* telefonisch bedrängt (im Journalistenfache nennt sich dies ›anrecherchieren‹), die Nummer oder Adresse ihres ehemaligen und bedeutenden Mitarbeiters Kapielski in einer für ihn wichtigen und ruhmträchtigen Angelegenheit preiszugeben. Dies könne sie nicht, erklärte eine Braunschweiger Vorzimmerdame.

Ja, wieso denn nicht?

Ja, der Herr Kapielski sei doch längst tot.

Was!? Das könne gar nicht sein!

Doch, doch! Man ließ im Braunschweigischen keinerlei Einwände gelten. Der Mann sei sicher tot. Leider.

Genau so also sei ein Ferngespräch zwischen *Stern* und Braunschweiger Kunstakademie geführt worden.

Ha! Da wollte ich nun natürlich gleich wissen, wann das gewesen sei? Nein, nicht das Telefonat, das Sterbedatum.

»14. Januar 2006.«

(Auch, Du lieber Gott! Das war irre! Mein Todestag stand fest, und ich stand wankend des Eingedenk vor vollendeten Tatsachen: *Hora certa, mors incerta*. Oder mit Plautus, *Captivi*, seine Worte: Die Götter handhaben uns Menschen gleich Wunderwurfaffen (*pilas*). Gleichwohl

stand in diesem Falle alles in Menschenmacht. Und das ist Frevel, Sattelzeithybris! Nun, was soll's? Wisch ab der Tränen scharfe Lauge!)

Und so ermittelte ich weiter: »Ja und wie ging's dann weiter?«

Da nun also habe die Kulturredakteurin sich sicherheits- halber auch an den *Merve Verlag* gewandt, wo ich dann noch mit Adresse und sonstigen Nummern als Lebender geführt wurde. Und so also kam es zum Auftritt beim *Stern* und meinem Tagesvermerk im Zug zurück nach Berlin.

Daheim setzte ich einen Brief an die Kulturredakteurin auf:

Liebe Frau Silke Müller,

vielen Dank für diese Einladung zum großen Stern und für die anschließende, nährreiche Betreuung! Es trug mich sehr frohgemut nach Berlin zurück. Gleichwohl werde ich morgen den Kindern zuliebe meinen Sterbefall behandeln müssen. Sie als Mutter verstehen das.

(Notabene: Als Kindvater empfindet man immer auch eine sehr klandestine Harmonie und Sympathie mit und für andere Brutpfleger und die Mütter, insbesondere die Mütter! – die anderen, Fruchtlösen wissen in keiner Hinsicht Bescheid, sind uneingeweiht und ermangeln der Urwonne!)

Am Sonntag empfängt ja mein neunjähriger, drittgeborener Pianist die heilige Kommunion! (Die anderen zwei neigen einesteils zum Agnostizismus, anderenteils zum Atheismus – der Herr möge es ihnen nachsehen!)

Halten Sie sich tapfer und grüßen Sie mir Ihr Gespons, Ihre zwei großartigen Kollegen und auch das Kollegium des Sterns insgesamt!

Ihr TK

PS: Jener Pianist, gelegentlich auch Ritter, zog mir vor etwa zwei Jahren mit seinem Holzsword einen Streich über den Buckel und besiegelte die Attacke mit dem Kriegsgebrüll: »Viel Spaß beim Tod!«

So. Danach begehrte ich ein wenig Ordnung als auch Aufhellung in meine posthumen Angelegenheiten zu bringen: Hatte es einen ordentlichen Nachruf (mit welcher Akzentuierung) gegeben? Hatte das Hochschulpräsidium ein standesgemäßes Gebinde entsandt? War mein Nachfolger Schlingensief, dieser friedlose Hohlkörper, zur Beerdigung gekommen, so wie es sich gehört?

Um solche Aufklärung rief ich im Braunschweigischen an: »Guten Tag, Trost-Müde. Ich war gestern in der Kulturreaktion des *Stern* zu Gast, und dort erfuhr ich, daß man von der Hochschule die telefonische Auskunft erhalten habe, der Professor Kapielski sei tot. Wissen Sie Näheres und womöglich wodurch dieser große Mann sein Ende fand?«

»Nein! Er lebt noch! Das müssen Sie doch selbst am besten wissen, Herr Kapielski!«

Sie hatte sogar meine Stimme erkannt! Alle Achtung! Wir schwiegen etwas betreten. Mein todmüder Bluff war eben schmählich verblufft. Ich kann mich immer schlecht verstellen.

»Ja, Herr Kapielski, wer sagt denn so was?«

»Ach, ist doch egal, danke, danke! Das hilft mir schon weiter! Schönen Tag noch!«

Die Dame wünschte mir gute Gesundheit. Ich gab mir vorm Spiegel einen forschenden Ehrensalm und schrieb am Ende dieses Tages: *ICH LEBE* in die Kladde. Und dann doch noch: *NOCH* dahinter.

Insektenwesen. Heute früh wurde ich wach und hörte jemanden ein Gebet murmeln. Wie konnte das sein? Ein Rosenkranzgesäusel? Eine Frauenstimme? – Ja, Frauenstimme!

Was? – Frauenstimme? (Und doch noch mal lauter hören!)

Nein, jetzt war es gewiß: ein beleibter Brummer war's, der beharrlich gegen das Fenster nach draußen drängte: *Brrr brr brrroa brr brr. Brram.* Er betete gleichsam um seine Freiheit. (Glaube speist Beharrlichkeit. Und dieser Brummer blieb fest!)

Sein Herr und Gönner aber (–: Icke) blieb noch etwas liegen und hörte sich achtsam die Fürbitten der Feistfliege an. Dann erhob er sich mühsam, öffnete ganz jovial und gnadenvoll (Indult!) das Fenster und scheuchte das furchtsame Tier mit einem Buch (Groethuysen, *Unter den Brücken der Metaphysik*) nach draußen. Da sann ich ihm nach: Wird das Insekt sich meiner von nun an mit numinosen Gefühlen erinnern? Hatte es das *mysterium tremendum* erlebt? Und die Gnade? Da ich ihm doch die Flügel hätte abreißen können und es nicht tat?

War dann dienstlich in Amberg und habe unterwegs unsern verstorbenen Stammtischbruder Hans Forster in Sulzbach-Rosenberg besucht. Dieses liegt von Westen und Nürnberg kommend keinen Steinwurf, aber doch sieben Bahnminuten und gute zehn Artilleriesekunden von jenem (Jemen) entfernt. Diese allzu geringe Ferne als auch Nähe aber erklärt die beiderseitige Abneigung der Gaue. (Eine Oberpfälzer Variante des Köln-Düsseldorf-Syndroms.)

Im mir vertrauten Sulzbach, welches eine ähnliche Nei-

gung und Nähe zu Rosenberg empfindet wie Eickel zu Wanne, lief ich vom Bahnhof zunächst in die Hosenfabrik *Hiltl*, Asamstraße 6, und nahm am dortigen Werksverkauf (Sa. 7-12 Uhr) teil. Eine Fabrik von klassischer Anmutung, sehr adrett, sehr sachlich. Am Empfang ein wenig Holzkunst, sehr dezent bekennd, daneben das Portrait eines Fabrik-Ahns bzw. Werkahnen, vermutlich aus der Reihe Verstorbener derer von Hiltl.

Pappschilder führten mich und andere Herrenhosenkäufer in ein weiträumiges, doch enggestelltes Kellergewölbe voller Herrenhosen. Dort standen wir verschämt in Unterhosen zwischen dekameterlangen Kleiderständen und anderen extra angereisten Hosenkaufs und probierten halbverdeckt, halb versteckt und allumher: Hosen, Hosen, Hosen, da die einzigen zwei Umkleidekabinette von Ehefrauen der darin Probierenden schwer bewacht und ewig nicht freigegeben wurden. Ein Firmenmann an würdevollem Schreibtisch, bar jeder elektronischen Tollkühnheit (sonder Rechenmaschine oder gar Rechner), aber mit viel Stempelkarussells und Firmenkulis, beschrieb einen Zettel mit den Zeilen: *Herr ... »wie schreibt sich das?« ... Kabolski, zwei Hosen: 50 €*. Und bomm, ritsch! setzte der Diensthabende Stempel und Sigel darunter, womit für mich die peinvollste Sulzbacher Angelegenheit erledigt war und ich geschwind zum Friedhof hinaufeilen konnte. Und da lag er nun, unser Hans, – aus Ersparnisgründen? – unter steinernem Familiennamen.

(Ich bitte, MIR neben Erdbestattung auch Vornamen und Eckdaten zu vergönnen! Meine Mutter aber hatte es ja ebenso sparsam verfügt: Auf meines Vaters und später auch Mutters Findling steht allein: KAPIELSKI (siehe unten). Ich nahm mir gleich vor, nachzufragen, was so ein



Datum in Stein für die zwei Eltern kosten würde. Selbst aber passe ich dann weder mit darauf noch hinein. Soviel ist sicher.)

Hätte ich nicht tags zuvor bei den Sulzbacher Friedhofsbehörden angerufen, wäre ich vor lauter Forsters ganz ratlos gewesen, an welche Grablege ich mich zu stellen habe. Nun also: Gehabe dich wohl mein Freund, wo immer du seiest!

Dann eilte ich weiter hinauf in den Ort, der trotzig wider Amberg auf einem Berge ansitzt, zum *Fuchsbeck*, dem Hausbräu hin, noch einiges zu traunken (= trinken + trauern) und zu essern (dito). (In diesen Landstrichen neigt sich der Trauernde bevorzugt über Bratwürste mit Kraut und nicht wie bei uns über Streuselkuchen an Sprühsahne.) Der Wirt, bei der damaligen Trauerfeier für unseren Bayern-Hans hatten wir ihn detailliert kennengelernt, hängt immer noch der christlichen Seefahrt nach und fabuliert welt- und weitläufig. (Und ich sollte dann ja sogar

noch mal, in zwei Tagen Oberpfalz also gleich satte zwei Mal, mit der Hochseeschiffahrt in Berührung kommen.) Gott hilf mir! Denn das Wasser steht mir bis an die Seele. Dann im Zug nach Amberg, das mich enttäuschte: Weder *ANO* noch *Bayrischen Hof* gibt es noch; alles sehr schick insgesamt (*Café Colomba* und so die Richtung; der übliche Café-Mulatte-Unfug mit langen Weißschürzen an Germanistikstudentin), freilich unter behäbigem Deutschtum, das sich tapfer leugnet. Eine Absturzkaschemme, die sich gleichwohl auch als Speisegaststätte gerierte (im Raume Steinhofgasse?), besuchte ich dennoch instinktsicher. (Nee, eher befand ich sie.)

Auffällig ein Holzschild mit solcher Inschrift:

»Der Kopf tut weh

Die Füße stinken

Jetzt müssen wir

Ein Bierchen trinken!«

(Ohne Punkt und Komma, aber mit Ausrufezeichen und Majuskeln am Versanfang ausgestattet und in Hochdeutsch gehalten.)

Ferner auffällig:

Zwei Stinkbesoffne in Bayern-München-Tracht (Fußball; ich hatte Loyalität zum Nürnberger Club erwartet, aber, mein Gott, was haben die Oberpfälzer mit den Franken zu schaffen? – Auch wieder wahr!) mit entzückender Wechselrede:

Der eine: »Jo freili, kiss my äsch!«

Der andere: »Wos sogst?«

Der eine: »Jo freili, kiss my äsch!«

Der andere: »Wooos sogst?«

Der eine: Jo freili, kiss my äsch! Son of a bütsch!«

Der andere wieder: »Wos sogst?«